

www.e-rara.ch

Lehr- und Lesebuch für die Volksschule

Schönenberger, Eduard

Zürich, 1888

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 886 d

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-89934>

I. Ballade, Romanze und andere erzählende Gedichte.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

„Tät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht!“

W. Göthe.

I. Ballade, Romanze
und andere erzählende Gedichte.

32. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt,
Dass über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverliess
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, gross und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“

Noch steh'n die Fechter alle stumm,
 Tritt keiner aus den Reih'n,
 Der blinde König kehrt sich um:
 „Bin ich denn ganz allein?“
 Da fasst des Vaters Rechte
 Sein junger Sohn so warm:
 „Vergönn' mir's, dass ich fechte!
 Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

„O Sohn! Der Feind ist riesenstark,
 Ihm hielt noch keiner Stand.
 Und doch! in dir ist edles Mark,
 Ich fühl's am Druck der Hand.
 Nimm hier die alte Klinge!
 Sie ist der Skalden Preis.
 Und fällst du, so verschlinge
 Die Flut mich, armen Greis.“

Und horch! es schäumt und es rauscht
 Der Nachen übers Meer;
 Der blinde König steht und lauscht,
 Und alles schweigt umher;
 Bis drüben sich erhoben
 Der Schild und Schwertererschall,
 Und Kampfgeschrei und Toben,
 Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
 „Sagt an, was ihr erschaut!
 Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
 Es gab so scharfen Laut.“ —
 „Der Räuber ist gefallen,
 Er hat den blut'gen Lohn.
 Heil dir, du Held vor allen,
 Du starker Königsson!“

Und wieder wird es still umher,
 Der König steht und lauscht:
 „Was hör' ich kommen übers Meer?
 Es rudert und es rauscht.“ —

„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild!“

„Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —

„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab,
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

L. Uhland.

33. Erbkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du, liebes Kind, komm', geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —

Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:

Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —

Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst' er mich an!

Erlkönig hat mir ein leides getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,

Er hält in Armen das ächzende Kind,

Erreicht den Hof mit Mühe und Not;

In seinen Armen das Kind war tot!

W. Göthe.

34. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein
hüten?

Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, lass mich gehen,
Jagen auf des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde
locken

Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der
Glocken

In des Waldes Lustgesang.

„Mutter, Mutter, lass mich gehen,
Schweifen auf den wilden
Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein
warten,

Die im Beete freundlich steh'n?
Draussen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!

„Lass die Blümlein, lass sie
blühen,

Mutter, Mutter, lass mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reisst ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem

Schwung,

Durch den Riss gespalt'ner

Klippen

Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten

Grat,

Wo die Felsen jäh versinken,

Und verschwunden ist der Pfad.
 Unter sich die steile Höhe,
 Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen
 Blicken
 Fleht sie zu dem harten Mann,
 Fleht umsonst, denn loszu-
 drücken,
 Legt er schon den Bogen an.

Plötzlich aus der Felsenspalte
 Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
 Schützt er das gequälte Tier.
 „Musst du Tod und Jammer
 senden“,

Ruft er, „bis herauf zu mir?
 Raum für alle hat die Erde;
 Was verfolgst du meine Herde?“

Fr. Schiller.

35. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
 Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
 Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
 Auf des Herren Ross sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
 Da stutzet das Ross und bäumt sich zurück.

Und als er die goldnen Sporen ihm gab,
 Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuss er rudert und ringt,
 Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

L. Uhland.

36. Die drei Lieder.

In der hohen Hall' sass König Sifried:

„Ihr Harfner, wer weiss mir das schönste Lied?“

Und ein Jüngling trat aus der Schar behende,
 Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende.

„Drei Lieder weiss ich; den ersten Sang,

Den hast du ja wohl vergessen schon lang:

Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen!

Und aber: hast ihn meuchlings erstochen!

Das andere Lied, das hab' ich erdacht
 In einer finstern, stürmischen Nacht:
 Musst mit mir fechten auf Leben und Sterben!
 Und aber: musst fechten auf Leben und Sterben!“

Da lehnt' er die Harfe an den Tisch,
 Und sie zogen beide die Schwerter frisch,
 Und sie fochten lange mit wildem Schalle,
 Bis der König sank in der hohen Halle.

„Nun sing' ich das dritte, das schönste Lied,
 Das werd' ich nimmer zu singen müd':
 König Sifried liegt in seim roten Blute!
 Und aber: liegt in seim roten Blute!“

L. Uhland.

37. Der tote Soldat.

Auf ferner, fremder Aue
 Da liegt ein toter Soldat,
 Ein ungezählt Vergess'ner,
 Wie brav er gekämpft auch hat.
 Es reiten viel Generale
 Mit Kreuzen an ihm vorbei,
 Denkt keiner, dass der da lieget,
 Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
 Viel Frag' und Jammerwort,
 Und für den armen Soldaten
 Gibt's weder Tränen noch Wort.
 Doch fern, wo er zu Hause,
 Da sitzt beim Abendrot
 Ein Vater voll banger Ahnung,
 Und sagt: Gewiss ist er tot!

Da sitzt eine weinende Mutter
 Und schluchzet laut: Gott helf!
 Er hat sich angemeldet,
 Die Uhr blieb steh'n auf elf.
 Da starrt ein blasses Mädchen
 Hinaus ins Dämmerlicht:
 Und ist er dahin und gestorben,
 Meinem Herzen stirbt er nicht.

Drei Augenpaare schicken,
 So heiss ein Herz nur kann,
 Für den armen, toten Soldaten
 Ihre Tränen himmelan.
 Und der Himmel nimmt die Träne
 In einem Wölkchen auf
 Und trägt es zur fernen Aue
 Hinüber im raschen Lauf.

J. G. Seidl.

38. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im altertümlichen Saale,

Sass König Rudolf's heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben,
 Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge;
 Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
 War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den gold'nen Pokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
 Trat der Sänger im langen Talare;
 Ihm glänzte die Locke silberweiss,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.
 „Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold,
 Der Sänger singt von der Minne Sold,

Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
 Doch sage, was ist des Kaisers wert
 An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht
 Der Herrscher mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des grösseren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde.
 Wie in den Lüften der Sturmwind säust,
 Man weiss nicht, von wannen er kommt und braust,
 Wie der Quell, aus verborgenen Tiefen,
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
 Den flüchtigen Gamsbock zu jagen.
 Ihm folgte der Knapp' mit dem Järgergeschoss,
 Und als er auf seinem stattlichen Ross
 In eine Au kommt geritten,
 Ein Glöcklein hört' er erklingen fern;
 Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
 Voran kam der Mesner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
 Das Haupt mit Demut entblösset;
 Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
 Was alle Menschen erlöset.
 Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
 Von des Giessbachs reissenden Fluten geschwellt,
 Das hemmte der Wanderer Tritte;
 Und beiseit' legt jener das Sakrament,
 Von den Füssen zieht er die Schuhe behend,
 Damit er das Bächlein durchschritte.“

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.

„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Giessbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
D'rum dass dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da setzt' ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Dass er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der and're die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
Bescheiden am Zügel geführt.“

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demutsinn
Der Graf, dass zum Streiten und Jagen
Das Ross ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja, gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt

Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
 Euch blühen sechs liebliche Töchter.
 So mögen sie, rief er begeistert aus,
 Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
 Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt sass der Kaiser da,
 Als dächt' er vergangener Zeiten;
 Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
 Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
 Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
 Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
 In des Mantels purpurnen Falten.
 Und alles blickte den Kaiser an
 Und erkannte den Grafen, der das getan,
 Und verehrte das göttliche Walten.

Fr. Schiller.

39. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
 Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
 Übertönt des Niagaras Stimme,
 Und mit seiner Blitze Flammenruten
 Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
 Dass sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer steh'n am lauten Strande,
 Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
 Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
 Greis der eine, mit ergrautem Haare,
 Aufrecht überragend seine Jahre,
 Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
 Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
 Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
 Und sein Aug' versendet wild're Blitze
 Als das Wetter durch die Wolkenritze,
 Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weissen! ihren letzten Spuren!
 Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
 Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
 Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
 Fluch und zehnmal Fluch dem Felsenriffe,
 Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
 Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
 Treffen uns're Küste mit Verderben.
 Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
 Als im Herzen tödlich bitt'res Hassen
 Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
 Ihren Nachen von den Uferweiden,
 D'rauf sie nach des Stromes Mitte ringen.
 Und nun werfen sie weithin die Ruder,
 Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
 Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
 Blitze flattern um den Todesnachen,
 Ihn umtaumeln Möven sturmesmunter.
 Und die Männer kommen festentschlossen
 Singend schon dem Falle zugeschossen,
 Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Lenau.

40. Prinz Eugen.

Prinz Eugen, der edle Ritter,
 Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen
 Stadt und Festung Belgarad;
 Er liess schlagen einen Brucken,
 Dass man kunnt' hinübrucken
 Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war g'schlagen,
 Dass man kunnt' mit Stuck und Wagen
 Frei passiren den Donauffluss;

Bei Semlin schlug man das Lager,
 Alle Türken zu verjagen,
 Ihr'n zum Spott und zum Verdruss.

Am einundzwanzigsten August so eben
 Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
 Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
 Dass die Türken futragiren
 So viel, als man kunnt' verspüren,
 An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius das vernommen,
 Liess er gleich zusammenkommen
 Sein' General' und Feldmarschall.
 Er tät sie recht instrugiren,
 Wie man sollt' die Truppen führen,
 Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole tät er befehlen,
 Dass man sollt' die zwölf'e zählen
 Bei der Uhr um Mitternacht.
 Da sollt' all's aufs Pferd aufsitzen,
 Mit dem Feinde scharmunitzen,
 Was zum Streit nur hatte Kraft.

Alles sass auch gleich zu Pferde,
 Jeder griff nach seinem Schwerte,
 Ganz still rückt man aus der Schanz':
 Die Musketier, wie auch die Reiter,
 Täten alle tapfer streiten;
 Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanzen,
 Spielet auf zum Siegestanze
 Mit Karthaunen gross und klein.
 Mit den grossen, mit den kleinen,
 Auf die Türken, auf die Heiden,
 Dass sie laufen alle davon.

Prinz Eugenius auf der rechten
 Tät als wie ein Löwe fechten,

Als General und Feldmarschall.
 Prinz Ludwig ritt auf und nieder!
 Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder!
 Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludwig, der musst' aufgeben
 Seinen Geist und junges Leben,
 Ward getroffen von dem Blei.
 Prinz Eugen war sehr betrübet,
 Weil er ihn so sehr geliebet,
 Liess ihn bringen nach Peterwardein.

Volksmund.

41. Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
 Das weiss ein jedes Kind, Imanuel Kant.
 Dem kategorischen Imperativus treu,
 Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
 Lang vor Imanuel Herr Johannes Kant,
 Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.
 Derselb' ein Doktor Theologiä war,
 In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar.
 So sass er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
 So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
 Ein rein Gemüt, ein immer gleicher Sinn,
 Dem Unrecht dulden, nicht tun, stets däuchte Gewinn.
 Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
 Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
 Er schloss die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein Haus,
 Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus. —
 Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
 Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht;
 Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein;
 Die gold'nen Sprüche zogen aus und ein;
 Ins Herz schoss Strahlen ihm das göttliche Wort,
 Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
 Auch merkt er nicht, wie das Tier in finst'rer Schlucht
 Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,

Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott;
 Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
 Da wimmelt's plötzlich um ihn, zu Ross, zu Fuss,
 Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruss;
 Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
 Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
 Er weiss nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Ross,
 Und eh' sie's fordern, teilt er sein Gut dem Tross.
 Den vollen Reisebeutel streckt' er dar,
 Darin beim Groschen manch blanker Taler war;
 Vom Halse löst er ab die güld'ne Kett',
 Er reisst die schmucken Borten vom Baret,
 Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
 Das Messbuch er mit Silberbeschläg und Niet.
 Dass sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
 Der arm' erschrock'ne Mann, er sieht es kaum.
 Erst, wie er alles Schmuckes und Gutes bar,
 Da flehet er um sein Leben zu der Schar.
 Der bärtige Hauptmann fasst ihn an der Brust,
 Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
 „Gabst du auch alles?“ brüllt's um ihn und murr.
 Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?“ —
 Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!“
 Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleisch und Bein.
 Da stossen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
 Er eilt, als wär' er zu Ross noch, ohne Halt.
 Doch fährt die Hand im Geh'n ihm wie im Traum
 Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
 Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
 Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
 Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
 Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
 Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
 Mit all' dem Gold er die Heimat wohl erreicht;
 Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruh'n,
 Mit Freunden und Vettern sich recht gülich tun.
 Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief

Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
 „Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!“
 Das einzige Wort ihm auf der Seele brennt';
 Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
 Er war allein der Lüge sich bewusst.
 Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
 Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
 Schon winkt von ferne der unglücksel'ge Platz;
 Die Räuber teilen dort noch immer den Schatz.
 Am Mondlicht prüfen sie sich das allerlei,
 Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
 Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
 In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
 Er stellt demütig sich vor die Räuber hin,
 Er sprach: „O wisset, dass ich ein Lügner bin!
 Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“ —
 Mit diesen Worten riss er den Saum vom Kleid,
 In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
 Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt.
 Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
 „Das' hab ich bösl'ch vor euch verleugnet, nehmt!“ —
 Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
 Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
 Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
 Und ihr vertrocknetes, starres Auge taut.
 Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
 Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
 Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
 Du sollt nicht stehlen!“ Und vor der Hand voll Gold
 Aufspringen sie, dann werfen sich all' aufs Knie;
 Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schar:
 Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
 Ein dritter bringt das Pferd, gesattelt, gerüst't,
 Das Messbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküsst.
 Dann helfen sie ihm zu Ross mit willigem Dienst,
 Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinst;

Ja, musste Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Dass sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.

Er scheidet, er teilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht' ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log.“
Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in roter Glut,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Mut.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd!“
So betet der Kant, und gibt die Sporen dem Pferd.

G. Schwab.

42. Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Strassen zieh'n;
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen d'rin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammen stellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,

Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

An unsern herzlich frohen Weisen
 Hat nimmer Alt und Jung genug.
 Wir wissen alle hinzureissen
 In uns'rer Töne Zauberzug.

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
 Sie singen nur bei Nacht ihr Lied;
 Bei uns kann es nur lustig schallen,
 Wenn uns kein menschlich Auge sieht.

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang

Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Tochter:

Ich habe meinen Freund verloren,
 Und meinen Vater schoss man tot;
 Mein Sang ergötzet eure Ohren,
 Und schweigend wein' ich auf mein Brot.

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Mutter:

Ist's Nacht? Ist's Tag? Ich kann's nicht sagen;
 Am Stabe führet mich mein Kind;
 Die hellen Becken muss ich schlagen,
 Und ward vom vielen Weinen blind.

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Die beiden Brüder:

Ich muss die lust'gen Triller greifen,
 Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
 Euch muss ich frohe Weisen pfeifen,
 Und möchte gern begraben sein.

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Der Knabe:

Ich habe früh das Bein gebrochen.
 Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
 Aufs Tambourin muss rasch ich pochen, —
 Sind wir nicht froh, dass Gott erbarm!

Es brauset und sauset
 Das Tambourin,
 Es prasseln und rasseln
 Die Schellen d'rin;
 Die Becken hell flimmern
 Von tönenden Schimmern;
 Um Kling und um Klang,
 Um Sing und um Sang
 Schweifen die Pfeifen und greifen
 Ans Herz
 Mit Freud' und mit Schmerz.

Cl. Brentano.

43. Die letzten zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren tausend auf den Knien:
 Kein Schuss im heil'gen Kampfe sei getan!

Tambour, schlag' an! Zum Blachfeld lass uns ziehen!
 Wir greifen nur mit Bajonetten an!
 Und ewig kennt das Vaterland und nennt
 Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
 Kein Kamerad hat einen Schuss getan,
 Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
 Mit Bajonetten ging es d'rauf und d'ran!
 Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
 Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
 Bei Ostrolenka g'immig auf uns an,
 Doch wussten wir sein tückisch Herz zu finden,
 Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
 Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt:
 Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wack're Männerherzen brachen,
 Doch griffen wir mit Bajonetten an;
 Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen;
 Doch hatte keiner einen Schuss getan!
 Wo blutigrot zum Meer die Weichsel rennt:
 Dort blutete das vierte Regiment.

O, weh! Das heil'ge Vaterland verloren!
 Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid getan?
 Weh' allen, die im Polenland geboren!
 Die Wunden fangen frisch zu bluten an. —
 Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
 Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die, zu Tod getroffen,
 An uns'rer Seite dort wir stürzen sah'n!
 Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
 Und um die Heimat ewig ist's getan.
 Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
 Uns letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
 Zehn Grenadiere in das Preussenland
 Mit düsterm Schweigen, gramumwölkten Blicken.
 Ein „Wer da?“ schallt. Sie stehen festgebannt,
 Und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
 Die letzten zehn vom vierten Regiment.“

J. Mos en.

44. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln,
 Bei Cosenza dumpfe Lieder,
 Aus den Wassern schallt es Antwort,
 Und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluss hinauf, hinunter,
 Zieh'n die Schatten tapf'rer Gothen,
 Die den Alarich beweinen,
 Ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat
 Mussten hier sie ihn begraben,
 Während noch die Jugendlocken
 Seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento
 Reihten sie sich um die Wette,
 Um die Strömung abzuleiten,
 Gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung
 Wühlten sie empor die Erde,
 Senkten tief hinein den Leichnam,
 Mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder
 Ihn und seine stolze Habe,
 Dass die hohen Stromgewächse
 Wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale,
 Ward der Fluss herbeigezogen:

Mächtig in ihr altes Bette
Schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern:
Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht
Soll dir je das Grab versehren.

Sangen's, und die Lobgesänge
Tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle,
Wälze sie von Meer zu Meere!

A. Platen.

45. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken,
Der Sandwirt Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Tal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergrittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrat'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol.

Dem Tambour will der Wirbel
 Nicht unterm Schlägel vor,
 Als nun der Sandwirt Hofer
 Schritt durch das finst're Thor; —
 Der Sandwirt, noch in Banden frei,
 Dort stand er fest auf der Bastei,
 Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknien,
 Er sprach: „Das tu' ich nit!
 Will sterben, wie ich stehe,
 Will sterben, wie ich stritt,
 So wie ich steh' auf dieser Schanz;
 Es leb' mein guter Kaiser Franz,
 Mit ihm das Land Tyrol.“

Und von der Hand die Binde
 Nimmt ihm der Korporal,
 Andreas Hofer betet
 Allhier zum letztenmal,
 Dann ruft er: „Nun, so trifft mich recht!
 Gebt Feuer! — ach, wie schiesst ihr schlecht!
 Ade, mein Land Tyrol!“

J. Mosen.

46. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloss, so hoch und hehr,
 Weit glänzt es über die Lande, bis an das blaue Meer,
 Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
 D'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort sass ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
 Er sass auf seinem Trone so finster und so bleich;
 Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
 Und was er spricht, ist Geissel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaa,
 Der ein' in gold'nen Locken, der and're grau von Haar;
 Der Alte mit der Harfe, der sass auf schmuckem Ross,
 Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoss.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' uns'rer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Trone sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Mondlicht drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Dass reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt:
D'raus, statt der gold'nen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf sein Ross,
Er bind't ihn aufrecht feste, verlässt mit ihm das Schloss.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
Da fasst er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, dass es schaurig durch Schloss und Gärten gellet:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßser Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Dass ihr darob verdorret, dass jeder Quell versiegt,
Dass ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch *eine* hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

L. Uhland.

47. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Tal,
Aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiss durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee,
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Ross feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

So flieget er hin, eine Meil' und zwei,
 Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei.
 Es flattert das Wasserhuhn empor,
 Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr.
 Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
 Der ihm den rechten Weg vertraut.
 Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee:
 Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
 Da bricht der Abend, der frühe, herein,
 Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
 Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
 Und Hügel schliessen den weiten Raum.
 Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
 Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn,
 Und Hunde bellen empor am Pferd,
 Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
 Willkommen am Fenster, Mägdelein,
 An den See, an den See, wie weit mag's sein?
 Die Maid, sie staunet den Redner an:
 „Der See liegt hinter dir und der Kahn.
 Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
 Ich spräch', aus dem Nachen stiegst du.“
 Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
 „Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“
 Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
 „Herr Gott! so rittest du über den See.
 An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
 Hat gepocht des rasenden Hufes Stoss.
 Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
 Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
 Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
 Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?“
 Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
 Es stellen die Knaben sich um ihn her.
 Die Mütter, die Greise sie sammeln sich:
 „Glückseliger Mann, ja segne du dich!
 Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch.

Brich mit uns das Brod und iss vom Fisch!
 Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
 Er hat nur das erste Wort gehört.
 Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
 Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr,
 Es siehet sein Blick nur den grässlichen Schlund,
 Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
 Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
 Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiss.
 Da seufzt er, da sinkt er vom Ross herab,
 Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

G. Schwab.

48. Das Gewitter.

Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind
 In dumpfer Stube beisammen sind.
 Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
 Grossmutter spinnet, Urahne gebückt
 Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
 Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
 Wie will ich spielen im grünen Hag!
 Wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
 Wie will ich pflücken viel' Blumen schön!
 Dem Anger, dem bin ich hold! —“
 Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
 Da halten wir alle fröhlich Gelag.
 Ich selber, ich rüste mein Feierkleid,
 Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
 Dann scheint die Sonne wie Gold!“ —
 Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Grossmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
 Grossmutter hat keinen Feiertag,
 Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
 Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;

Wohl dem, der tat, was er sollt'! —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten ich morgen sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht schaffen und sorgen schwer,
Was tu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht;
Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind!
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

G. Schwab.

49. Der Sänger.

„Was hör' ich draussen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Lass den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Lass mir herein den Alten!“

„Gegrüsset seid mir, edle Herr'n,
Gegrüsst ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schliesst, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.“

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoss die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,

Liess, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette reichen.

„Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splintern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.“

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süsser Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.“

W. G ö t h e.

50. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiss sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang. —

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,

Unterdrückten half er auf.
 Wie er einst den Feind bezwungen,
 Wie er einst das Reich gerettet,
 Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal:
 Armut und der Bösen Neid.
 „Lass dem Neid uns und der Armut
 Still entgeh'n! sprach Placidus.
 „Auf! Lass uns dem Fleisse dienen!“
 Sprach sein Weib, „und, gute Knaben,
 Tapf're Knaben folget uns!“

Also gingen sie; im Walde
 Traf sie eine Räuberschar,
 Trennen Vater, Mutter, Kinder.
 Lange sucht der Held sie auf.
 Placidus! rief eine Stimme
 Ihm im hochbeherzten Busen,
 Dulde dich, du findest sie.

Und er kam vor eine Hütte.
 „Kehre Wand'rer bei mir ein!“
 Sprach der Landmann, „du bist traurig;
 Auf und fasse neuen Mut!
 Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
 Wem's entzieht, dem will's vergelten,
 Wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
 Dient' ihm unerkant und treu,
 Pflegend tief in seinem Herzen
 Eine bitt're Frucht, Geduld:
 Placidus, rief eine Stimme
 Ihm im tiefbedrängten Busen —
 Dulde dich, du findest sie.

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
 Bis ein wilder Krieg entsprang.
 „Wo ist Placidus, mein Feldherr?“

Sprach der Kaiser — „suchet ihn!“
 Und man sucht ihn nicht vergebens;
 Denn die Prüfzeit war vorüber,
 Und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
 Kamen vor der Hütte Tür',
 Sah'n den Gärtner und erkannten
 An der Narb' ihn im Gesicht;
 An der Narbe, die dem Feldherrn,
 Statt der Schätze, statt der Lorbeer'n,
 Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
 Es erjauchzt das ganze Heer.
 Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
 Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
 Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
 Gab die Lorbeer'n seinen Treuen,
 Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
 Jetzt der Siegestanz begann,
 Drängt mit Zween seiner Helden
 Eine Mutter sich hervor:
 „Vater, nimm' hier deine Kinder!
 Feldherr, sieh hier deine Söhne!
 Mich, dein Weib, Eugenia!

Wie die Löwin ihre Jungen,
 Jagt' ich sie den Räubern ab.
 Nachbarlich in dieser Hütte —
 Komm' und schau'! — erzog ich sie.
 Glaubte dich uns längst verloren;
 Meine Söhne, mir statt deiner,
 Deiner wert erzog ich sie.

Als die Post erscholl vom Kriege,
 Rufend deinen Namen aus,
 Auferweckt vom Totentraume,

Rüset' ich die Jünglinge:
 Zieht! verdienet euern Vater!
 Streitet unerkant, und werdet,
 Werdet eures Vaters weit!

Und ich seh', sie tragen Kränze,
 Ehrenkränze dir zum Ruhm,
 Die du — unerkant — den Söhnen
 Nicht als Söhnen zuerkant.
 Vater, nimm jetzt deine Kinder,
 Feldherr, sieh' hier deine Söhne,
 Und dein Weib, Eugenia!“

J. G. Herder.

51. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
 Wie Orgelton und Glockenklang.
 Wer hohen Muts sich rühmen kann,
 Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
 Gottlob! dass ich singen und preisen kann,
 Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer,
 Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
 Die Wolken flogen vor ihm her,
 Wie wenn der Wolf die Herde scheucht;
 Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
 Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
 Der Sturz von tausend Wassern scholl,
 Das Wiesental begrub ein See;
 Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll,
 Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
 Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
 Aus Quaderstein von unten auf,
 Lag eine Brücke d'rüber her,
 Und mitten stand ein Häuschen drauf.

Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind —
 „O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind“!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
 Laut heulte Sturm und Wog' ums Haus.
 Der Zöllner sprang zum Dach hinan
 Und blickte in den Tumult hinaus —
 „Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
 Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuss auf Schuss,
 Von beiden Ufern, hier und dort:
 Von beiden Ufern riss der Fluss
 Die Pfeiler samt den Bogen fort.
 Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
 Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoss auf Stoss,
 An beiden Enden, hier und dort:
 Zerborsten und zertrümmert schoss
 Ein Pfeiler nach dem andern fort.
 Bald nahte der Mitte der Umsturz sich —
 „Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
 Ein Schwarm von Gaffern, gross und klein;
 Und jeder schrie und rang die Hand,
 Doch mochte niemand Retter sein.
 Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
 Durchheulte nach Rettung den Strom und den Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
 Wie Orgelton und Glockenklang?
 Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
 Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
 Bald naht der Mitte der Umsturz sich:
 O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galloppirt' ein Graf hervor,
 Auf hohem Ross ein edler Graf.
 Was hielt des Grafen Hand empor?

Ein Beutel war es, voll und straff:
 „Zweihundert Pistolen sind zugesagt
 Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
 Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
 Der Graf, beim höchsten Gott! war bray,
 Doch weiss ich einen bravern Mann. —
 O braver Mann, braver Mann, zeige dich,
 Schon naht das Verderben sich fürchterlich!

Und immer höher schwoll die Flut,
 Und immer lauter schnob der Wind,
 Und immer tiefer sank der Mut —
 O Retter, Retter komm geschwind'!
 Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
 Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! frisch auf! gewagt!“
 Hoch hielt der Graf den Preis empor.
 Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
 Aus Tausenden tritt keiner vor;
 Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
 Der Zöllner nach Rettung den Strom und den Wind.

Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann
 Am Wanderstabe schritt daher,
 Mit grobem Kittel angetan,
 An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
 Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
 Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
 Er in den nächsten Fischerkahn;
 Trotz Wirbel, Wind und Wogendrang
 Kam der Erretter glücklich an;
 Doch wehe, der Nachen war allzuklein,
 Um Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn
 Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,

Und dreimal kam er glücklich an,
 Bis ihm die Rettung ganz gelang.
 Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
 So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
 Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
 Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
 Doch tat er's wohl um Goldesklang?
 Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
 So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier“, rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
 Hier ist dein Preis! Komm' her! Nimm hin!“
 Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
 Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn!
 Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
 Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil!
 Arm bin ich zwar, doch ess ich satt;
 Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Teil,
 Der Hab' und Gut verloren hat!“
 So rief er mit herzlichem Biederton
 Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
 Wie Orgelton und Glockenklang!
 Wer solches Mut's sich rühmen kann,
 Den lohnt kein Gold: den lohnt Gesang.
 Gottlob! dass ich singen und preisen kann,
 Unsterblich zu preisen den braven Mann.

G. A. Bürger.

52. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
 Möros, den Dolch im Gewande;
 Ihn schlugen die Häscher in Bande.
 „Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
 Entgnet ihm finster der Wüterich. —

„Die Stadt von Tyrannen befreien!“ —
 „Das sollst du am Kreuze bereuen!“

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit,
 Und bitte nicht um mein Leben;
 Doch willst du Gnade mir geben,
 Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
 Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List,
 Und spricht nach kurzem Bedenken:
 „Drei Tage will ich dir schenken;
 Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
 Eh' du zurück mir gegeben bist,
 So muss er statt deiner erblassen,
 Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
 Dass ich am Kreuz mit dem Leben
 Bezahle das frevelnde Streben;
 Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 So bleib' du dem König zum Pfande,
 Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
 Und liefert sich aus dem Tyrannen;
 Der andere ziehet von dannen.
 Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
 Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
 Eilt heim mit sorgender Seele,
 Damit er die Frist nicht verfehle.

Da giesst unendlicher Regen herab,
 Von den Bergen stürzen die Quellen,
 Und die Bäche, die Ströme schwellen.
 Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab;
 Da reisset die Brücke der Strudel hinab,

Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stösset kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muss der Freund mir erbleichen!“

Doch wachsend erneut sich des Stomes Wut
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da fasst er sich Mut,
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer, und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzt die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muss ich dem Könige geben!“
Und entreisst die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“

Und drei, mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtet verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch, da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murrend hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wand'rer sieht er die Strasse zieh'n,
Will eilenden Fusses vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuss:
Ihn jagen der Sorgen Qualen,
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,

Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Dess rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöht,
Das die Menge gaffend umsteht;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker,“ ruft er, „erwürgt,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher;
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Lässt schnell vor den Tron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
D'rauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“

Fr. Schiller.

53. Der Schenk von Limburg.

| | |
|--|--|
| <p>Zu Limburg auf der Veste, Da wohnt' ein edler Graf, Den keiner seiner Gäste Jemals zu Hause traf;</p> | <p>Er trieb sich allerwegen Gebirg und Wald entlang, Kein Sturm und auch kein Regen Verleidet' ihm den Gang.</p> |
|--|--|

Er trug ein Wams von Leder
 Und einen Jägerhut
 Mit mancher wilden Feder:
 Das steht dem Jäger gut;
 Es hing ihm an der Seiten
 Ein Trinkgefäss von Buchs;
 Gewaltig konnt' er schreiten
 Und war' von hohem Wuchs.

Wohl hatt', er Knecht' und
 Mannen
 Und hatt' ein tüchtig Ross,
 Ging doch zu Fuss von dannen
 Und liess daheim den Tross.
 Es' war sein ganz Geleite
 Ein Jagdspieß stark und lang,
 Damit er über breite
 Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
 Der deutsche Kaiser Haus.
 Der zog mit hellen Haufen
 Einmal zu jagen aus.
 Er rannt' auf eine Hinde
 So heiss und hastig vor,
 Dass ihn sein Jagdgesinde
 Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
 Da macht er endlich Halt;
 Gezieret war die Stelle
 Mit Blumen mannigfalt.
 Hier dacht' er sich zu legen
 Zu einem Mittagschlaf.
 Da rauscht' es in den Hägen
 Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
 „Treff ich den Nachbar hie?
 Zu Hause weilt er selten,

Zu Hofe kommt er nie:
 Man muss im Walde streifen,
 Wenn man ihn fahen will,
 Man muss ihn tapfer greifen,
 Sonst hält er nirgend still.“

Als nun ohn' alle Fährde
 Der Graf sich niederliess,
 Und neben in die Erde
 Die Jägerstange stiess,
 Da griff mit beiden Händen
 Der Kaiser nach dem Schaft:
 „Den Spiess muss ich mir pfän-
 den,
 Ich nehm' ihn mir zu Haft.“

„Der Spiess ist mir verfangen,
 Dess' ich so lang begehrt!
 Du sollst dafür empfangen
 Hier dies mein bestes Pferd.
 Nicht schweifen im Gewälde
 Darf mir ein solcher Mann,
 Der mir zu Hof und Felde
 Viel besser dienen kann.“

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
 Ihr macht das Herz mir schwer.
 Lasst mir mein freies Leben,
 Und lasst mir meinen Speer!
 Ein Pferd hab' ich schon eigen,
 Für eures sag' ich Dank;
 Zu Rosse will ich steigen,
 Bin ich 'mal alt und krank.“

„Mit dir ist nicht zu streiten,
 Du bist mir allzu stolz.
 Doch führst du an der Seiten
 Ein Trinkgefäss von Holz;
 Nun macht die Jagd mich dür-
 sten,

Drum tu' mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zü-
gen
Den kühlen Trank hinein

Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann fasst der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenkstest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk!
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!

L. Uhland.

54. Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Strassen
Das wogende Gedränge kaum.
Der Kaiser naht, der Herr der Welt!
Hebt Siegeslieder an zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen.

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er lässt den einen unberührt:
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meissel und den Hammer führt;
Der lässt den Zug vorübergeh'n
Und nicht im Tagewerk sich stören.
Als hab' er Augen nicht, zu seh'n,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Ross herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, dass er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.
Er hat sich ihm genaht; er fragt:
„Was schaffst du da?“ — „Den Stein behauen“,
Entgegnet er, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf ins Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
 Du schlugst dich gut, du warst Sergeant.
 Wie kam's, dass du den Dienst gemieden,
 Vergessen hier und unbekannt?“ —

„Ich habe meine Schuldigkeit
 Getan, o Herr, zu allen Stunden,
 Und ward nach ausgedienter Zeit
 Von Eid und Kriegespflicht entbunden.“

Es tut mir leid, im Heer zu missen,
 Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
 Lass deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
 Des Kaisers Gnade sucht dich auf.“ —

„Ich brauche nichts, die Hände mein
 Genügen noch, mich zu ernähren;
 Lass mich behauen meinen Stein
 Und deiner Gnade nicht begehren.“

A. Chamisso.

55. Tell's Tod.

Grün wird die Alpe werden,
 Stürzt die Lawin' einmal;
 Zu Berge zieh'n die Herden,
 Fuhr erst der Schnee zu Tal.
 Euch stellt, ihr Alpensöhne,
 Mit jedem neuen Jahr
 Des Eises Bruch vom Föhne
 Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächten
 Hervor aus seiner Schlucht,
 Und Fels und Tanne brechen
 Von seiner jäh'n Flucht.
 Er hat den Steg begraben,
 Der ob der Stäube hing,
 Hat weggespült den Knaben,
 Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein and'rer
 Zur Brücke, da sie brach;
 Nicht stutzt der greise Wand'rer,
 Wirft sich dem Knaben nach,
 Fasst ihn mit Adlerschnelle,
 Trägt ihn zum sichern Ort;
 Das Kind entspringt der Welle,
 Den Alten reisst sie fort.

Doch als nun ausgestossen
 Die Flut den toten Leib,
 Da stehn um ihn, ergossen
 In Jammer, Mann und Weib;
 Als kracht in seinem Grunde
 Des Rotstocks Felsgestell,
 Erschallt's aus einem Munde:
 „Der Tell ist tot, der Tell!“

Wär' ich ein Sohn der Berge,
 Ein Hirt am ew'gen Schnee,
 Wär' ich ein kecker Ferge
 Auf Uri's grünem See,
 Und trät' in meinem Harne
 Zum Tell, wo er verschied,
 Des Toten Haupt im Arme,
 Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegst du, eine Leiche,
 Der aller Leben war;
 Dir trieft noch um das bleiche
 Gesicht das greise Haar.
 Hier steht, den du gerettet,
 Ein Kind, wie Milch und Blut,
 Das Land, das du entkettet,
 Steht rings in Alpenglut.

„Die Kraft derselben Liebe,
 Die du dem Knaben trugst,
 Ward einst in dir zum Triebe,
 DassdudenZwingherrn schlugst.
 Nie schlummernd, nie erschro-
 cken,
 War Retten stets dein Brauch,
 Wie in den braunen Locken,
 So in den grauen auch.

„Wärest du noch jung gewesen,
 Als du den Knaben fingst,
 Und wär'st du dann genesen,
 Wie du nun untergingst,
 Wir hätten d'raus geschlossen
 Auf künft'ger Taten Ruhm;
 Doch schön ist nach dem grossen
 Das schlichte Heldentum.

„Dir hat dein Ohr geklungen
 Vom Lob, das man dir bot,
 Doch ist zu ihm gedrunge
 Ein schwacher Ruf der Not.
 Der ist ein Held der Freien,
 Der, wann der Sieg ihn kränzt,
 Noch glüht, sich dem zu wei-
 hen,
 Was frommet und nicht glänzt.

„Gesund bist du gekommen
 Vom Werk des Zorns zurück,
 Im hülfereichen, frommen
 Verliess dich erst dein Glück.
 Der Himmel hat dein Leben
 Nicht für ein Volk begehrt,
 Für dieses Kind gegeben,
 War ihm dein Opfer wert.

„Wo du den Vogt getroffen
 Mit deinem sichern Stahl,
 Dort steht ein Bethaus offen,
 Dem Strafgericht ein Mal;
 Doch hier, wo du gestorben,
 Dem Kind ein Heil zu sein,
 Hast du dir nur erworben
 Ein schmucklos Kreuz von Stein.

„Weithin wird lobgesungen,
 Wie du dein Land befreit,
 Von grosser Dichter Zungen
 Vernimmt's noch späte Zeit;
 Doch steigt am Schächchen nieder
 Ein Hirt im Abendrot,
 Dann hallt im Felstal wieder
 Das Lied von deinem Tod.“

56. Meister Hämmerlein.

Wer seine Sache kann und fein versteht,
 Und jedem Ding auf Grund und Boden geht,
 Der heisst von jedermann Land aus und ein
 Von alters her ein Meister Hämmerlein.

Der Chorherr Meister Felix Hämmerlein
 Studirte Tag und Nacht im Kämmerlein,
 Kein Chorherr war in Zürich so gelehrt,
 Und keiner, weit und breit, wie er geehrt.

Im finstern Aberglauben lag das Land,
 In Lug und Laster tappte jeder Stand.
 Verdunkelt war das lichte Wort des Herrn,
 Dem Weisen nur erglänzte noch sein Stern.

Da grub er kühn, trotz Schweiss und Ungemach,
 Im dunkeln Schacht dem Gold der Wahrheit nach;
 Er zog es frei, wo er das Kleinod fand,
 Ans Licht, geklärt von Schlacken und von Sand.

Die Eule aber liebt die Sonne nicht,
 Sie schreit und flieht vor ihrem Himmelslicht;
 Und wer der Welt zu laut die Wahrheit zeigt,
 Wird mit dem Fidelbogen, traun, geschweigt.

Doch wie sich's ziemt dem freien Schweizermann, —
 Er zeigte sie und kehrte sich nicht dran,
 Bis mit Verblendung sie ihn überspei'n,
 Als Zauberer und Ketzler ihn verschrei'n.

Und als er war ein hochbetagter Greis,
 An Kräften schwach, an Bart und Haaren weiss,
 Da trat des Bischofs Knecht zu ihm herein
 Und band den frommen Meister Hämmerlein.

Gottlieben heisst im Thurigau ein Schloss,
 D'rin, Gott zu Leid, man Huss in Fesseln schloss;
 Da warf man, wo's von Molch und Leichen roch,
 Auch Hämmerlein ins tiefste Kellerloch.

Da lag der kranke Greis bei Molch und Wurm
Geblockt, auf nassem Stroh im kalten Turm,
Und blieb, der falschen Lehre falsch verklagt,
Mit Gott vor seinem Bischof, unverzagt.

Er sprach zu ihm: Die Wahrheit ist nicht mein,
Der Welt ist sie, der Ewigkeit gemein;
Sie widerrufen kann ich ewig nicht,
Nur wieder rufen jedem ins Gesicht.“

Der Bischof sprach ihn frei, (doch war es klar,
Dass Hämmerlein kein Freund der Klöster war,)
Und schickt ihn, abgezerrt auf Haut und Bein,
Zur Haft den Mönchen nach Luzern hinein.

Hier sass der arme Meister Hämmerlein
Nun lang im engsten Klosterkämmerlein;
Man gab, zu längern seinen Hungertod,
Dem Kranken Wasser nur und schwarzes Brot.

Nun rief er todschwach einst dem Guardian,
Und hielt bei ihm um den Gefallen an,
Dass er, den Baslern Eintrag nicht zu tun,
Die Reuss verbiete jedem Klosterhuhn.

„Es endet mit ihm!“ denkt der Pater gleich,
Und tröstet ihn: „Die Reuss fließt also reich,
Dass wohl ein Hühnlein aus ihr trinken kann,
Kein Basler Müller spürt's dem Rheine an!“

„So gnadet,“ bat der Greis, „ein Gleiches mir,
Und gönnt von eurer Tafel reicher Zier
Mir nur ein Bisslein je, so klein es ist,
Das weder Herr noch Knecht bei Tisch vermisst!“

Da brach des kranken Greises scharfer Scherz
Dem Guardian das felsenharte Herz;
Er liess ihm täglich werden ab dem Tisch
Zu Brot und Wein nach Wunsche Fleisch und Fisch.

Und ob er ihm auch Fleisch und Fisch nun gab,
Kein Mäuslein nahm darum im Kloster ab.

Und heut' noch trinkt manch' Hühnlein aus der Reuss,
 Wovon kein Basler Müller etwas weiss.
 Augustin Keller.

57. Niklaus Thut.

Gen Sempach zog für Östreich's Macht
 Zofingens Fähnlein in die Schlacht.
 Das Fähnlein aber trug mit Mut
 Voran der Schultheiss Niklaus Thut.

Bald ward mit Schwert und Hallebart
 Ihr Harst um Leopold geschart.
 Bald standen sie zum heissen Streit
 In grünem Wiesengrund gereiht.

Bald brachte aus des Waldes Nacht
 Der Feind die wilde Männerschlacht.
 Bald schien dem Adel, festgekeilt,
 Glorreich schon gar der Sieg ereilt. —

Da kam der Eidgenossen Heil,
 Strut Winkelried, und brach den Keil,
 Er sprang in Östreichs Speerwald ein
 Und riss den Seinen Bahn darein.

Und wie ein Blitzschlag fuhr sogleich
 Der Tod ins Herz von Österreich,
 Und Eich' auf Eiche schlug er hin,
 Kein Schild, kein Panzer hemmte ihn.

Und selbst der Herzog hochgemut
 Sank sterbend in sein junges Blut.
 Doch in des Kampfes höchster Glut
 Stand immer noch der Schultheiss Thut.

Er stand als wie ein Riesenturm
 Und hielt sein Fähnlein fest im Sturm.
 Und um ihn, trotzend der Gefahr,
 Stritt leugleich seine treue Schar.

Doch alles schwankt zuletzt und fällt;
 Er steht von allen losgeschält.
 Da trifft der grimme Tod auch ihn;
 Er stöhnt und stürzt aufs Fähnlein hin.

Und röchelnd reisst er's noch vom Schaft,
 Zu retten es der Bürgerschaft;
 Tag's drauf, da zieht man klagend aus,
 Holt seine Toten still nach Haus.

Man fand die ganze treue Schar
 Gefällt, wo sie gestanden war.
 Der Schultheiss lag im Blut gesumpft,
 Das Schwert bis an die Faust gestumpft,

Und in der linken hielt, mit Kraft,
 Gefäustet, er des Panners Schaft.
 So werden sie nach Haus geführt
 Und schlicht mit Kreuz und Kranz geziert.

Man trägt mit Sang und Glockenklang
 Sie Mann für Mann die Stadt entlang.
 Man stellt sie all' ins Totenhaus
 Zu öffentlichen Ehren aus.

Und klagend widerhallt's im Chor,
 Dass Haupt und Panner man verlor.
 D'rauf hielt der Weibel treu die Nacht
 Bei seinem Schultheiss Leichenwacht.

Der schlief auf seiner Totenbahr
 So schön in grauem Bart und Haar.
 Er sah den Herren weinend an,
 Von dem er einst so viel empfahn.

Er strich den Bart ihm aus dem Mund,
 Auf dass er ihn noch küssen kunnt.
 Da nahm er, siehe, wunderbar,
 Im blassen Mund ein Tüchlein wahr.

Er fasst es an, er zieht's hervor,
 Er schaut es an, er hält's empor.

Er ruft, als er das Wappen sah:
Glück auf, das Panner ist noch da!“

Gesungen ward's in Spruch und Reim:
„Der Schultheiss bracht's im Munde heim!“
Und staunend lief die Stadt herbei,
Und pries des Pannerherren Treu'.

Und noch erzählt sich's jung und alt,
Dass jeder treu des Amtes walt';
Und ob er hoch, ob niedrig steh',
Wie Niklaus Thut zum Fähnlein seh'!

A. Keller.

58. Rudolf Stüssi (1443).

Es schmettert die Trompete, das Horn von Uri ruft;
Von lautem Waffenschalle ertönet rings die Luft.
Wie blitzen hell die Speere, wie tönt der eh'rne Schild!
Wie donnern die Geschütze hin durch das Sihlgefeld!

Es zieht vom Utoberge des rauhen Redings Macht
Herunter in die Eb'ne und ordnet sich zur Schlacht. —
Nun haltet fest zusammen, ihr zürcherischen Reih'n,
Und kämpft als wack're Männer, der Tag wird blutig sein.

Wer ist der hohe Ritter, der durch die Strassen sprengt,
Und mit dem Feldherrnstabe die Zürcherkrieger lenkt?
Das ist der alte Stüssi, der trotzigkühne Held;
Scharf messen seine Blicke das kampfgewählte Feld.

Schon tobt das Handgemenge, der wilde Schlachtruf schallt,
Die Felsenmänner stürzen heran mit Sturmgewalt;
Die weissen Kreuze schimmern auf ihrer mut'gen Brust,
In ihrem Arm ist Stärke, im Auge Siegeslust.

Noch schwebt des Ruhmes Wage, noch kämpft man wutent-
brannt,
Noch flattern hoch die Banner, dem Feinde zugewandt;
Schon färbt das Blut den Boden rings purpurfarbenrot,
In grimmerglühte Herzen senkt kalter Stahl den Tod.

Urplötzlich tönt im Rücken der zürcherischen Schar:
 „Flieh' Zürich! fliehe! fliehe! Du bist des Sieges bar.“
 Und wie ein höll'scher Zauber, mit schauerhafter Macht
 Hat sie der Ruf ergriffen, von Feindeslist erdacht.

Sie zagen, wanken, weichen; sie achten nicht der Schmach;
 Die Alpensöhne siegen und dringen jauchzend nach.
 Es stürzt der tapf're Lommis dahin zur ew'gen Ruh',
 Die Zürcher treibt der Schrecken, sie flieh'n dem Tore zu.

Ha, seht dort auf der Brücke den majestät'schen Greis,
 Wie flattert in dem Winde sein Haar so silberweiss;
 Wie blitzt das kühne Auge, wie flammt das Angesicht;
 Wie mächtig braust die Stimme, die Mut und Strafe spricht!

Sie, Feldherrnwort nicht achtend, flieh'n rechts und links vorbei.
 Er steht, dem Sturme wehrend, und hält die Brücke frei.
 Fest steht er, unerschüttert, ein Wehrturm, felsenstark;
 Und Blitze schlägt die Mordaxt in frecher Feinde Mark.

Ob immer neue Scharen des Siegers dringen an. —
 Gewalt'ge Stösse tönen um ihn, den einz'gen Mann;
 Fort kämpft der alte Stüssi, zermalmt sie löwenwild;
 Und siegreich auf der Brücke flammt stolz das Heldenbild.

Da ruft ein Sohn der Berge: „Kommt, Brüder folget mir!
 Gar nieder ist die Brücke, die Balken heben wir.
 Dann soll ihn sicher treffen der Tod von untenher;
 Bald trieft von seinem Blute mein stahlbespitzter Speer.“

Weh, Zürich! so muss er fallen, umsonst hier Mut und Kraft!
 Er wankt, die Kniee brechen, hin stürzt er riesenhaft.
 Weithin erklang die Rüstung, die Brück' erdröhnt vom Schlag,
 Noch einmal klrirt die Waffe, als schon im Blut er lag.

Des Todes kalte Schauer umdunkeln seinen Blick,
 Doch hebt er sich noch einmal, schaut nach der Stadt zurück.
 Dann sinket er zusammen, sein Feuerauge bricht,
 Es ist ein Mann gefallen als Held — so klaget nicht.

Th. Scherr.

59. Auf der Ufenau.

Hier unter diesem Rasengrün,
 Wo wir in Jugend steh'n,
 Da liegt ein Ritter frei und kühn,
 Wie keiner mehr zu seh'n!
 Er floh herein vom röm'schen Reich,
 Trug einen Lorbeerkranz,
 Das Antlitz zorn- und kummerbleich,
 Das Aug' voll Sonnenglanz!

Und wo die Well' den Blumenstrand
 In holder Minne küsst,
 Warf er sein Schwert auf sich'res Land
 Und rief: Sei mir gegrüsst!
 In schwerer Not sank er dahin,
 Zerbrochen das Gebein;
 Doch glühte noch sein starker Sinn
 Im Tod wie junger Wein.

Nun weht sein Schatten um uns her,
 Nun ruft sein Geist uns zu:
 „Ich war ein Schiff auf wildem Meer,
 Ich kannte keine Ruh'!
 Ihr wisst, was ich gestritten hab',
 Und was gelitten auch!
 Doch stieg' ich nochmals aus dem Grab,
 Übt' ich den gleichen Brauch.

Die Qual verfliegt, die Sorg' ist klein.
 Nun bin ich unbeschwert;
 Die besten Freunde nannt' ich mein,
 Und fand mich ihrer wert!
 Ihr lieben Brüder, wagt es nur,
 Und acht't die Not gering!
 Das Elend zeigt die gold'ne Spur,
 Wo sich ein Held erging.“

Du lichter Schatten, habe Dank!
 Gut sprach dein kühner Mund!

Und wem der Sinn von Zweifel krank,
 Der wird an dir gesund.
 Wie diese lustige Silberflut
 Dein Grab so hell umfließt,
 So uns dein nie geschwundner Mut
 Das frohe Herz erschliesst!

G. Keller.

60. Der letzte Zwingherr Bündens.

Da, wo der junge Rhein erzürnt und wild
 Der finstern Viamalaslucht entschiesset,
 Und abwärts durchs Domleschger Talgefil'd'
 In tausend Wirbeln seine Wasser giesset,

Im Schloss, das weithin in die Schlucht hinein
 Den Weg nach Welschland räub'risch kann belauern,
 Der letzte Zwingherr Bündens steht allein,
 Geharnischt auf der Zinne seiner Mauern.

Der Bauernaufruhr schwoll zum Schloss empor,
 Im Blute liegen, die es sollten schirmen,
 Empörung klopft mit starker Faust ans Tor,
 Und rüttelt an den Mauern, an den Türmen.

Des Ritters Aug' von Berg zu Berge schweift,
 Ob irgendwo noch Rettung zu epoehen;
 Doch alle Burgen ringsum sind geschleift,
 Und alle Warten, alle Türm' gebrochen!

Mit hohlen Augen, wie aus off'nem Grab,
 Grinst ihn der Tod an aus des Tales Schlunde,
 Gebrochen ist des Adels Herrscherstab —
 Er fühlt es tief, und spricht mit stolzem Munde:

„Zum mächt'gen Riesen wuchs heran der Zwerg,
 Die Ritter können ihn nicht mehr besiegen,
 Die Landesherrlichkeit ist von dem Berg
 Hinab zum Bauern in das Tal gestiegen.

Der letzte bin ich, und zum Tod bereit;
 Allein der Feind soll meinen Leib nicht haben,

Mit ihm will ich die alte Ritterzeit,
Hinunter springend in den Rhein, begraben.

So sprechend, stürzt im Harnisch er beherzt
Hinunter in die Tiefe vom Kastele,
Und über seinen Leichnam spielt und scherzt
Aufschäumend im Triumph des Stromes Welle.

J. Nessler.

61. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Er lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal musst' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hiess in ein Boot mich geh'n,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen steh'n;
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schläge bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins grosse Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich sass auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hiess mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht;
Ich sass in meinem Korbe und rüttelte mich nicht:
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu, auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!“
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland,
Er mass mich mit dem Blicke vom Kopf bis zu den Zeh'n!
Mir war's, als tät' sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und dächte mich zur Stunde nicht schlechter, als ein Mann.

Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
 „Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!“

W. Müller.

62. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
 Ihrer Länder Wert und Zahl,
 Sassen viele deutsche Fürsten
 Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich“, sprach der Fürst von Sachsen,
 „Ist mein Land und seine Macht:
 Silber hegen seine Berge
 Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
 Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
 „Gold'ne Saaten in den Tälern,
 Auf den Bergen edler Wein.“

„Grosse Städte, reiche Klöster“,
 Ludwig, Herr von Baiern, sprach,
 „Schaffen, dass mein Land dem euren
 Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
 Württemberg's geliebter Herr,
 Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
 Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
 Dass in Wäldern, noch so gross,
 Ich mein Haupt kann kühnlich legen
 Jedem Untertan in Schoss.“

Und es rief der Herr von Sachsen,
 Der von Baiern, der vom Rhein:
 „Graf im Bart, ihr seid der reichste,
 Euer Land trägt Edelstein’.“

J. Kerner.

63. Der Stein der Mutter.

Wo durch die Eb'nen in der heissen Zone
 In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
 Der Orinoko und der Amazone,
 Und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen,
 Unwirtbar, unzugänglich, wunderbar
 Der Urwald sich erhebet aus den Wellen:
 Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
 Das Krokodil auf überflossner Flur,
 Den Tag verdunkelt der Mosquitos Schar.
 Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
 Ein armer, unbedachter Gast der reichen,
 Der riesenhaft unbändigen Natur.
 Es pflanzt der Missionär des Heiles Zeichen
 An Flussesufern weit hinauf, wovor
 Der Wildnis freie Söhne fern entweichen.
 Am Atabapo's-Ufer ragt empor
 Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
 Dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
 So ward er unserm Humboldt auch genannt,
 Als diesen Strom der Wildnis er befahren,
 Von Wissensdurst und Tatenlust entbrannt.
 „Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren:
 Was redet dieser Stein mit stummem Munde?
 Was soll für ein Gedächtnis er bewahren?“
 Es schwiegen die Gefährten in der Runde,
 Erst später, zu San Carlos angekommen,
 Gab ihm ein Missionär die graus'ge Kunde:
 Einst ward von San Fernando unternommen
 Ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben
 Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
 Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben,
 Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
 Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.
 Es ward, wo Rauch am Ufer stieg, gehalten;
 Im Boote blieb ein Betender, der Pater,
 Und liess die rauhe Kraft der Seinen walten.

Sie überfielen ohne Schutz und Rater,
 Ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
 Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —
 An Christen hatte nicht der Tor gedacht;
 Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
 Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht;
 Sich wehrend hätte sie den Tod gefunden,
 Sie war umringt; ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
 Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
 Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
 Noch eine der Gefang'nen, unverwandt
 Rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum.
 Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt,
 Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
 Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.
 Den Fluss durchschwimmend, nach dem Vaterland
 Entführen wollte sie die kleinen Beiden;
 Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.
 Drob musste harte Züchtigung sie leiden;
 Noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
 Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden;
 Und härter traf sie noch der Geißel Qual;
 Und abermals versucht ward die Tat:
 Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
 Da schien dem Missionär der beste Rat,
 Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
 Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer nah't.
 Sie sollt' ihr Los am Rio Negro lernen.
 Sie lag gefesselt und es glitt das Boot
 Den Fluss hinauf; sie späht'e nach den Sternen.
 Sie fühlte nicht die eig'ne bitt're Not,
 Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
 Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
 Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
 Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
 Und wirft sich in den Strom und schwimmt, — vergebens.
 Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt

Auf jenen Stein, geheissen nach der Armen,
 Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
 Sie ward gepeitscht, zerfleischt ohn' Erbarmen,
 Geworfen in das Boot zur weiter'n Fahrt
 Mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen.
 Javita ward erreicht auf solche Art;
 Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
 Ward dort zur Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
 Es war zur Regenzeit, das wollt' erwägen,
 Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
 Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
 Wo uferlos die Flüsse waldhinan
 Gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
 Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
 Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
 Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
 Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
 Versenkt sich fände in ein Schattenreich,
 Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
 Dem führerlos verirrtten Blinden gleich.
 Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
 Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht:
 An dreissig Meilen mag die Strecke fassen.
 Wie sich die Angeschloss'ne frei gemacht,
 Das bleibt im tiefen Dunkel noch verborgen,
 Sie aber war verschwunden in der Nacht:
 Zu San Fernando fand der vierte Morgen
 Sie händeringend um das Haus beflissen,
 Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen. —
 „O sagt's, o sprecht es aus, dass wir es wissen,
 Dass nicht der Mutterliebe Heldin wieder
 Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!“
 Er aber schwieg und schlug die Augen nieder,
 Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
 Dem ihn Befragenden zu stehn', vermied er.
 Doch, was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
 Aus seinem Buche schaurig widerhallt,

Es ward berichtet ihm an and'rem Ort.
 Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
 Sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
 Dass sie erreiche, was ihr alles galt,
 Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
 Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
 Sie konnten nicht zu sterben sie verhindern,
 Und, wie verzweifelnd die Indianer pflegen,
 Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
 Dass Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
 So liess sie sich verhungern! Diese Kunde
 Zu der Guahiba und der Christen Bildnis
 Erzählet jener Stein mit stummem Munde
 Am Atabapo's-Ufer in der Wildnis.

A. Chamisso.

64. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
 Schleppt' ich meine langen Tage.
 Armut ist die grösste Plage,
 Reichthum ist das höchste Gut!
 Und, zu enden meine Schmerzen,
 Ging ich, einen Schatz zu graben.
 Meine Seele sollst du haben!
 Schrieb ich hin mit eig'nem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
 Stellte wunderbare Flammen,
 Kraut und Knochenwerk zusammen:
 Die Beschwörung war vollbracht.
 Und auf die gelernte Weise
 Grub ich nach dem alten Schatze
 Auf dem angezeigten Platze;
 Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem;
 Und es kam gleich einem Sterne
 Hinten aus der fernsten Ferne,

Eben als es zwölfe schlug.
 Und da galt kein Vorbereiten;
 Heller ward's mit einemale
 Von dem Glanz der vollen Schale,
 Die ein schöner Knabe trug.

 Holde Augen sah ich blinken
 Unter dichtem Blumenkranze;
 In des Trankes Himmelsglanze
 Trat er in den Kreis herein.
 Und er hiess mich freundlich trinken;
 Und ich dacht': „Es kann der Knabe
 Mit der schönen, lichten Gabe
 Wahrlich nicht der Böse sein.“

 „Trinke Mut des reinen Lebens!
 „Dann verstehst du die Belehrung,
 „Kommst mit ängstlicher Beschwörung
 Nicht zurück an diesen Ort.
 „Grabe hier nicht mehr vergebens!
 „Tages Arbeit! Abends Gäste!
 „Saure Wochen, frohe Feste!
 „Sei dein künftig Zauberwort.“

W. Göthe.

65. Hans Euler.

Horch, Marte, draussen pocht es; geh', lass den Mann herein,
 Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein. —
 „Grüss Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
 Das Brod ist weiss und locker, der Trank ist hell und frisch.“

 „Es ist nicht Trank, noch Speise, wonach es Not mir tut,
 Doch so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
 Wisst Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht,
 Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr tot.

 Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
 Dass ich ihn rächen wolle früh oder spät an Euch!“
 „Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
 Und kommt Ihr, ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Tür' und
 Wand;
 Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
 Den Säbel, Marte, weisst du, womit ich ihn erschlug!
 Und soll ich nimmer kommen — Tyrol ist gross genug!“

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan!
 Sein gülden Tor hat eben der Morgen aufgetan;
 Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hintendrein,
 Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie auf der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
 Die wunderbare, grosse, vor ihnen aufgehellt;
 Gesunk'ne Nebel zeigen der Täler reiche Lust,
 Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
 Daneben Wälderkrone, darüber freie Luft;
 Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist
 In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
 Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
 „Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
 Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot!“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
 Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
 „Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
 Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!““

G. Seidl.

66. Ziethen.

Der grosse König wollte gern seh'n,
 Was seine Generäle wüssten.
 Da liess er an alle Briefe ergeh'n,
 Dass sie ihm gleich schreiben müssten,
 Was jeder von ihnen zu tun gedenkt,
 Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
 Besah verwundert den Zeddel.
 „Der König hält mich zum Narren wohl gar!“
 So ruft er. „Was soll mir der Bettel?
 Husar, das bin ich, potz Element,
 Kein Schreiber oder verpfuschter Student!“

Da macht' er auf einen Bogen Papier
 Einen grossen Klex in der Mitten,
 Rechts, oben, links, unten, Linien dann vier,
 Die all' in dem Klexe sich schnitten;
 Und jede endete auch in n'en Klex.
 So schickt' er den Bogen dem alten Rex.

Der schüttelt' den Kopf gedankenvoll,
 Fragt bei der Revue den Alten:
 „Zum Schwerennot, Ziethen, ist er toll?
 Was soll ich vom Wische da halten?“
 Den Bart streicht sich Ziethen: „Das ist bald erklärt,
 Wenn Eu'r Majestät mir Gehör gewährt.“

„Der grosse Klex in der Mitte bin ich,
 Der Feind — einer dort von den vieren.
 Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
 Von rechts oder links auch marschiren,
 So rück ich auf einem der Striche vor
 Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr!“

Da hat der König laut aufgelacht,
 Und bei sich selber gemeinet:
 „Der Ziethen ist klüger, als ich gedacht,
 Sein Geschmier sagt mehr als es scheint.
 Das ist mir der rechte Reitersmann,
 Der den Feind schlägt, wo er auch rücket an.“

F. v. Sallet.

67. Und sie bewegt sich doch!

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
 Forscht Galilei dem Sternenlauf nach,

Strebt zu entziffern die Rätsel da droben,
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.

Ob auch die Satzung spricht:

„Erde, du regst dich nicht!“

Lauter und stärker in deutlicher Klarheit
Mit unumstösslicher, ewiger Wahrheit

Ruft es der Himmel noch:

„Ja, sie bewegt sich doch!“

Und der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein grosses, unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ist ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn, zu stürzen veralteten Trug.

Wer es auch immer spricht:

„Erde bewegt sich nicht!“

Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden!

Brechet des Irrtums Joch!

„Hört's! sie bewegt sich doch!!“

Aber des tötenden Buchstabens Knechte
Scheuen des Geistes lebendiges Licht,
Und mit dem Bannstrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergewicht:

„Sprich, wie die Schrift es spricht:

Nein, sie bewegt sich nicht! —

Oder du mögest dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachteten Wänden.

Glaubst du es immer noch?“

„Ja, sie bewegt sich doch!“

Als durch der Kerkernacht fressende Übel
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geschändeter Bibel —
Bebend und stammelnd den Peinigern nach,

Wie es der Buchstab' spricht:

„Nein, sie bewegt sich nicht!“

Doch, weil die Schrift an dem Himmel geschrieben,
Tief in dem Herzen ihm stehen geblieben,

Knirschen die Zähne noch:

„Und sie bewegt sich doch!“

Wahrheit, du musst deine Märtyrer haben;

Ohne sie winket dir nimmer der Sieg!

Als man den Dulder schon lange begraben,

Lange sein Mund, der begeisterte, schwieg,

Und nun kein Mund mehr spricht:

„Nein, sie bewegt sich nicht!“

Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:

Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte

Selber die Kirche noch:

„Ja sie bewegt sich doch!“

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!

Greifet der Zeit in das rollende Rad!

Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!

Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —

Törichter Blödsinn spricht:

„Erde, beweg' dich nicht!“ —

Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!

Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!

Hindert und hemmet noch —

Und sie bewegt sich doch!

(Unbekannt).

68. Der Segen.

Das Klosterland umreitet der Abt,

Das steife Rösslein behutsam trabt.

Der Fluren Grün, wie heller Smaragd,

Dem Auge des Herren wohl behagt.

Die Ähren stehen im Sonnenschein

Wie lauter goldene Stengelein;

Fernhin das stammige, wuchtige Holz,

Das ist des Abtes höchster Stolz. —

Und wie er so reitet durch das Land,

Und wonnig sein Auge den Segen umspannt,

Und wie er so denkt: „Das alles hier
Blüht, duftet und gehöret mir“, —

Fleht innig, ein nacktes Kindlein im Arm,
Ein Bettelweib im tiefsten Harm:

„Gib einen Pfennig mir, frommer Mann,
Dass ich mein Knäblein laben kann!“

„Heb' dich von hinnen, Bettelweib!
Sonst reitet mein Pferd dir über den Leib!“

Grollt herzlos der Abt, trabt weiter gemach —
Da ruft das Bettelweib ihm nach:

„Und wenn Ihr für uns keinen Pfennig habt,
So segnet doch mich und mein Knäblein, Herr Abt!“

Nun hält der Abt sein Rösslein an,
Willkommen ist ihm solch' frommer Wahn. —

Schon zieht seine Hand in der Luft herum,
Wie um zu segnen, die Linien krumm.

Da ruft voll Hohn ihm die Bettlerin zu:
„Lass uns mit deinen Schnörkeln in Ruh'!

Wär' einen Pfennig dein Segen wert,
Du hättest uns ihn nicht beschert.

Wurzbach.

69. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe. —
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne

Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme;
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guss herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagnern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wack're Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach lasst mich, bis der Sturm sich leget“,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet-feinen Eigentümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!“ —
„Willst du, missgestaltetes Ungeheuer“,
Schrie ergrimmt der Pflanzler ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guss der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Nass und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weissen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochenen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanze
 Auf der Jagd im Walde sich verirret.
 Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,
 Stieg er schwer auf manchen jäh'n Felsen,
 Um sich umzusehen nach dem Pfade,
 Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
 Doch sein Späh'n und Rufen war vergebens;
 Nichts vernahm er, als das hohle Echo
 Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
 Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
 Wo er an dem Fuss des nächsten Berges
 Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
 Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
 Und er fasste Mut und nahte leise.
 „Wer ist draussen?“ brach mit Schreckentone
 Eine Stimme tief her aus der Höhle,
 Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
 „Freund, im Walde hab' ich mich verirret“,
 Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
 „Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
 Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
 Morgen früh mir die gewissen Wege.“

„Kommt herein“, versetzt der Unbekannte,
 „Wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte.“
 Und er führt ihn auf das Binsenslager,
 Schreitet finster-trotzig in den Winkel,
 Holt den Rest von seinem Abendmahle,
 Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
 Um den späten Fremdling zu bewirten.
 Mit dem Hunger eines Waidmann's speiste
 Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
 Neben seinem Wirt der Europäer.
 Fest und ernsthaft schaute der Hurone
 Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
 Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
 Und mit Wollust trank vom Honigtranke,

Den in einer grossen Muschelschale
 Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
 Eine Bärenhaut auf weichem Moose
 War des Pflanzers gute Lagerstätte,
 Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
 Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
 Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
 Und erweckt' ihn, und der Europäer
 Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
 Und der Wilde gab ihm eine Schale,
 Angefüllt mit süssem Morgentranke.
 Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
 Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
 Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,
 Durch das Dickicht auf die rechte Strasse.
 Höflich dankte fein der Europäer;
 Finster blickend blieb der Wilde stehen,
 Sahe starr dem Pflanzler in die Augen,
 Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
 „Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“
 Wie vom Blitz' getroffen stand der Jäger,
 Und erkannte nun in seinem Wirte
 Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
 In dem Sturmwind aus dem Hause jagte;
 Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
 Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
 „Seht, ihr fremden, klugen, weissen Leute,
 Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“
 Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

70. Der letzte Mann.

Zu Lincoln sass ein düst'rer Mann,
 Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
 Und hoch vom Turme der Türmer mit Macht
 Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düst're Mann zum Schrein,
 Fasst eine bestaubte Flasche mit Wein,
 Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
 Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
 Da fühlt er sich innigst bewegt und gerührt.
 Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
 Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

Vor fünfzig Jahren, so denkt er, da war's
 Wohl anders zur Stunde des sinkenden Jahrs;
 Da sassen wir, unser Zehn, um den Tisch,
 Ein jeder lebendig, ein jeder frisch.

Da klang es von Liedern so heiter und hell,
 Da sprang des Kapweins glühender Quell,
 Da lief durch die Runde das herzliche „du“,
 Da scholl viel Tolles und Kluges dazu.

Und einer erhob sich aus unserer Zahl
 Und fasste begeistert den vollen Pokal.
 „Nein“, rief er, „bei Gott! so köstlicher Wein
 Soll nicht so schlechthin vertrunken sein!“

Und eine Flasche fasst er sodann
 Und legt ein fesselndes Siegel daran,
 Und hiess sie von Händen zu Händen geh'n,
 Und liess sie von aller Augen beseh'n.

„Die Flasche“, rief er, „so wie sie ist,
 Sie soll bewahrt sein von dieser Frist,
 Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
 Vom Kranze, der noch jetzt so wohl bestellt.

Und wenn einst nur mehr noch ein einziger lebt,
 Und wieder das sinkende Jahr entschwebt,
 Der hole schweigend sodann aus dem Schrein
 Hervor die versiegelte Flasche mit Wein,

Entsiegle sie, nehme das Glas zur Hand
 Und füll' es mit perlendem Wein bis zum Rand

Und leer' es im stillgewordenen Haus
Wehmütig aufs Wohl der Geschiedenen aus.

Und fünfzig Jahre sind nun herum;
Hier sitz' ich, der letzte, der einzige, stumm.
„Wohlauf! dir, Bruder, sei das gebracht:
Du fielst, ein Beneideter, schön in der Schlacht! —

Dir, Bruder, dies: im Meer ist's kühl —
Dir — dieses: ein böses Spiel ist das Spiel! —
Dir — dieses, Bruder: du glaubtest mir nicht,
Dass Liebe die Herzen wie Binsen bricht.

Dir, Vielgeprüfter, ein Lebehoch!
Auch dir: schwer drückt der Ehren Joch!
Auch dir: nicht wahr, die peinlichste Pein
Ist die, verkannt von den Liebsten zu sein? —

Auch dir: man beneide den Dichter nicht;
Des Herzens Grabmal ist manch' Gedicht! —
Auch dir: du leichter, glücklicher Sinn!
Du scherzttest dich lächelnd ins Jenseits dahin! —“

So denkt sich der Mann, leert Glas um Glas,
Die Augen umflort's ihm, er weiss nicht was: —
Es ist doch schwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu sein!

J. G. Seidl.